

miert hat, die sich mit *Women's Studies* beschäftigt und die – wie dieser Band zeigt – in der Lage ist, die Geschichte der Frauen innerhalb der historiographischen Diskussion zum *making* Italiens über einen langen Zeitraum hinweg und unter einem komparatistischem Blickwinkel zu untersuchen.

Mariuccia Salvati, Bologna
Aus dem Italienischen von Johanna Borek

Gunilla-Friederike Budde Hg., **Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945.** Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997, 301 S., öS 285,00/DM 39,00/sFr 36,00, ISBN 3-525-01363-9.

„Debatten über Frauenerwerbstätigkeit“, so beginnt Gunilla-Friederike Budde ihren einleitenden Beitrag zum Sammelband, „sind nicht neu.“ Neu hingegen sind Analysen zum Zusammenhang zwischen weiblicher Erwerbstätigkeit und Emanzipation in vergleichender Perspektive, insbesondere bei unterschiedlichen politischen und sozialen Sicherungssystemen. Spannend wird es, wenn eine vergleichende Untersuchung von Frauenerwerbsarbeit sich auf so gänzlich verschiedene Systeme wie die beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften bezieht; besonders dann, wenn es nicht nur darum geht, Unterschiede und Gegensätze zu erarbeiten, sondern auch Ähnlichkeiten nachzuzeichnen.

Der insgesamt zwölf Beiträge umfassende Sammelband, der auf eine 1996 an der Freien Universität Berlin veranstaltete Tagung zur „Frauenerwerbsarbeit nach 1945“ zurückgeht, zielt auf die Analyse der unterschiedlichen Facetten der Frauenerwerbstätigkeit und der Frauenpolitik im deutsch-deutschen Vergleich und ist in drei Kapitel gegliedert: I. Weibliche Erwerbstätigkeit in Westdeutschland, II. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland und III. Weibliche Erwerbstätigkeit in deutsch-deutschen Vergleichen.

Karin Hausen erörtert in ihrer auf die BRD bezogenen Forschungsdiskussion die dominante und bis in die 1960er Jahre weitgehend gesellschaftlich konsensfähige Konstellation Ernährer-Hausfrau/Zuverdienerin, die von einer starken Familienorientierung geprägt ist. In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten ist das zur geschlechtsspezifischen Hierarchisierung und Segmentierung des Arbeitsmarktes führende Modell brüchig geworden. Und doch gestaltet sich die Suche nach einem neuen konsensfähigen Konzept, das Ungleichheit überwindet und zu gleichen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Chancen *beider* Geschlechter führt, bis heute als außerordentlich schwierig. Vorsicht, so Hausen, ist geboten, wenn von *Frauenförderung* dann gesprochen wird, „wenn es um Probleme der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, d. h. um Familienförderung geht. Statt diskursiv durchzusetzen, daß Männer in gleicher Weise und mit denselben Arbeiten wie Frauen für ihre Familie zuständig sind, was eine Vorbedingung für die Durchsetzung von Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt wäre, ist die heute lebhaftere Frauen-

förderungsrhetorik ganz im Gegenteil dazu angetan ... das Ernährer-Hausfrau/Zuverdienerin-Modell eher zu bekräftigen als aufzulösen“ (39).

Claudia Born untersucht den Wandel der Bedeutung von Erwerbsarbeit im Leben von Frauen. Sie verläßt dabei das gängige Deutungsmuster der dominanten Familienorientierung und nachrangigen Erwerbsorientierung in Westdeutschland und kommt so zu dem Schluß, daß sowohl junge Frauen der Nachkriegszeit wie auch der 90er Jahre ein großes Interesse an einer eigenen Berufsausbildung hatten bzw. haben. Was sich allerdings geändert hat, ist die gesellschaftliche Akzeptanz von weiblicher Erwerbstätigkeit. Dem „Kuckucksei“ Teilzeitarbeit im deutsch-deutschen Vergleich gehen Christine von Oertzen und Almut Rietzschel nach. Wiewohl die Frauenerwerbsquote in der DDR ungleich höher war als in Westdeutschland, blieb die geschlechtsspezifische Arbeitssteilung in beiden deutschen Staaten nahezu unangetastet. Deshalb waren auch in Ostdeutschland allein die Frauen mit dem Problem konfrontiert, Berufs- und Familienarbeit miteinander vereinbaren zu müssen. Teilzeit wurde bis in die späten 50er Jahre von ost- und westdeutschen Gewerkschafter/innen – jedoch aus unterschiedlichen Motiven – abgelehnt. Eine Neuorientierung in bezug auf das bis heute brisante Thema Teilzeit erfolgte Ende der 50er Jahre. In Westdeutschland ermöglichte Teilzeitarbeit die Enttabuisierung von Müttererwerbstätigkeit, und in Ostdeutschland war Teilzeitarbeit als Einstiegshilfe und Zwischentappe auf dem Weg zu einer Vollzeitwerbstätigkeit gedacht. Sehr deutlich spiegelt sich an den Politiken der gewerkschaftlichen Vertretungen die grundsätzlich unterschiedliche Positionierung zur Frauenerwerbstätigkeit wider. Dies tritt auch bei der von Carola Sachße dargelegten Analyse der ost- und westdeutschen Debatten zum erst in den 90er Jahren endgültig abgeschafften „Hausarbeitstag“ zutage: „Der Hausarbeitstag war ein gesamtdeutsches Phänomen: Ein freier und bezahlter Werktag, der abhängig Beschäftigten in beiden Teilen Deutschlands unter bestimmten Voraussetzungen des Geschlechts, der häuslichen Verhältnisse und der Wochenarbeitszeit aufgrund gesetzlicher Vorschriften ... einmal im Monat zustand.“ (252) Der Hausarbeitstag war sowohl in der DDR als auch in der BRD ein „Störenfried“, da er weder mit den marktwirtschaftlichen noch mit den sozialistischen Gesellschaftsvorstellungen übereinstimmte; im Osten, weil er als Eingeständnis des Versagens der propagierten Politik der Vergesellschaftung der Hausarbeit verstanden werden konnte, im Westen, weil Hausarbeit zur Privatangelegenheit der Familie zählen sollte.

So unterschiedlich sich die Frauenerwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland sowie deren Rahmenbedingungen entwickelt haben: In der vorliegenden Publikation wird eindrucksvoll eine tendenzielle Relativierung der gängigen These des deutsch-deutschen Gegensatzes der Frauenerwerbsarbeit vorgenommen. Die zumindest auf den ersten Anschein konträren Wege weiblicher Erwerbstätigkeit in der BRD und der DDR weisen immer wieder auch Ähnlichkeiten auf, was – wie der Band belegt – mit Kontinuitätslinien der deutschen Geschichte und der Langlebigkeit eines deutschen Familien- und Mütterlichkeitsideal zu erklären ist.

Christine Stelzer-Orthofer, Linz